

Nr. 87. Bromberg, den 9. Juni 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von **Mark Twain.**

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(10. Fortsetzung.) ——

Peter war einverstanden und so sperrte ihm Tom das Maul auf und goß den „Schmerzenstöter“ hinunter. Peter sprang ein paar Meter hoch in die Luft, stieß dann ein gellendes Kriegsgeheul aus, setzte wie toll im Zimmer herum, stieß gegen Möbelkanten, schmiß Blumentöpfe u. dgl. um und richtete eine allgemeine Verwüstung an. Zunächst erhob er sich auf die Hinterfüße, begann in wahnwitziger Verzücktheit zu tanzen, wobei er den Kopf über die Schultern zurückwarf und der Welt in schallenden Tönen seine Glückseligkeit kund und zu wissen tat. Dann fing der tolle Kreislauf von vorne an, Chaos und Verwüstung folgte seinen Spuren. Tante Polly trat eben noch zur Zeit durch die Türe, um zu sehen, wie Peter ein paar doppelte Purzelbäume schlug und, ein gewaltiges Schluß-Hurra ausstoßend, durch das offene Fenster segelte, wobei er den Rest der Blumentöpfe mit sich riß. Starr vor Staunen, stand die alte Dame und sah ihm über ihre Brillengläser weg nach, Tom aber lag am Boden und wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Tom, was zum Kuckuck fehlt der Katze?“

„Weiß ich doch nicht, Tante“, stieß der Junge, nach Luft schnappend, hervor.

„So was hab' ich ja im Leben noch nicht gesehen. Was ist denn der Katze in den Leib gefahren?“

„Weiß ich wahrhaftig nicht, Tante. Die Katzen machen's immer so, wenn's ihnen wohl in der Haut ist.“

„So? Machen sie's immer so?“ Es war etwas in ihrem Ton, das Tom mit bangem Ahnen erfüllte.

„Ja, Tante, das heißt, ich — ich glaub' wenigstens, daß sie's so machen.“

„Du glaubst?“

„Ja—a— Tante.“

Die alte Dame bückte sich nieder, Tom beobachtete sie mit von Furcht geschärftem Interesse. Zu spät erriet er, wo sie hinaus wollte. Der Stiel des verräterischen Löffels war eben noch sichtbar unter den Fransen der Tischdecke. Tante Polly griff danach und hielt ihn empor. Tom schien verlegen und senkte die Augen. Tante Polly hob ihn ohne Umstände an dem gewöhnlichen Henkel, — seinem Ohr, — zu sich herauf und gab ihm mit der freien Hand einen gesunden Klapps.

„Jetzt, Junge, gesteh', warum hast du der armen, unvernünftigen Kreatur so mitgespielt?“

„Ich — ich hab's nur aus Mitleid getan, — Peter hat ja keine Tante.“

„Hat keine Tante! — du Dummkopf. Was hat denn das damit zu schaffen?“

„Alles. Denn wenn Peter 'ne Tante hätte, so hätt' ihn die gewiß ausgebrannt, hätt ihm die Eingeweide geröstet bei lebendigem Leib, ohne sich mehr dabei zu denken, als wenn er ein Mensch gewesen wäre.“

Tante Polly fühlte plötzliche Gewissensbisse. Das zeigte die Sache in einem neuen Lichte. Was Grausamkeit gegen eine Katze war, konnte doch vielleicht auch Grausamkeit gegen einen Jungen sein. Sie begann weich zu werden, es tat ihr leid. Die Augen wurden ihr feucht, sie legte die Hand auf Toms Kopf und sagte sanft:

„Tom, ich hab's nur gut gemeint und — es hat dir auch gut getan, Tom.“

Dieser sah ihr treuherzig ins Gesicht und nur ganz leise blitzte der Schelm ihm aus den Augen, als er im höchsten Ernste erwiderte:

„Ich weiß, daß du's nur gut gemeint hast, Tantchen, ich hab's aber auch mit dem Peter nur gut gemeint und dem hat's auch gut getan, im Leben ist er noch nicht so hübsch herumgefahren —“

„Ach, heb' dich fort, Tom, eh' du mich wieder bös' machst. Und probier's doch mal, ob du nicht einmal ein braver Junge sein kannst; und — Medizin brauchst du keine mehr zu nehmen.“

Tom kam vor der Zeit zur Schule. Man wollte beobachtet haben, daß dies Außergewöhnliche in der letzten Zeit ganz regelmäßig stattgefunden. Auch heute wieder, wie gewöhnlich seit kurzem, trieb er sich am Tore des Schulhofs herum, anstatt wie sonst mit seinen Kameraden zu spielen. Er sei krank, sagte er und sah auch so aus. Er versuchte den Anschein zu erwecken, als schaue er überall anders hin, als gerade da, wohin er wirklich schaute, — den Schulweg hinunter. Jetzt tauchte Jeff Thatcher am Horizonte auf, und Toms Antlitz erhellte sich. Einen Moment starrte er hin, um sich dann voll Trauer abzuwenden. Als Jeff herankam, redete ihn Tom an, suchte listig das Gespräch auf Becky zu lenken, Jeff aber, der einfältige Kerl, wollte niemals den Köder sehen und anbeißen.

Tom schaute und schaute, — voller Hoffnung, wenn wieder ein wehender Mädchenrock auftauchte und voll Grimm, wenn dann die Eigentümerin desselben die Erwartete nicht war. Zuletzt kamen keine Röcke mehr und hoffnungslos sank er in sein dumpfes Brüten zurück. Er betrat allein, vor den andern, das leere Schulhaus und setzte sich nieder, um weiter zu dulden. Da trat noch ein verspäteter Rock durchs Tor, hoch auf schlug Toms Herz in Wonne und Entzücken. Im nächsten Moment war er draußen und geberdete sich wie ein Indianer, johlte, lachte, jagte die Jungen vor sich her, setzte über den Zaun mit Gefahr für Leib und Leben, schlug ein Rad, stellte sich auf den Kopf, kurz er verrichtete unzählige Heldentaten und hielt dabei immer sein wachsames Auge auf Becky geheftet, um zu sehen, ob sie Notiz davon nähme. Sie aber schien sich seiner Gegenwart völlig unbewußt, sah gar nicht nach ihm hin. Konnte es möglich sein, daß sie gar nicht wisse, er sei in der Nähe? Nun begann er seine Heldentaten in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft auszuführen. Er umkreiste sie mit wildem Geheul, riß einem Jungen die Mütze vom Kopf und schleuderte diese auf das Dach des Schulhauses, brach dann gewaltsam durch einen Haufen Jungen hindurch, die nach allen Richtungen umpurzelten, fiel dabei selber zappelnd dicht vor die Nase Beckys hin, diese beinahe mit sich zu Boden reißend. Sie aber wandte sich, hob das Näschen in die Luft und er hörte sie sagen:

„Ph — ph! 's gibt Jungens, die sich für furchtbar interessant halten, — immer müssen sie sich zeigen!“

Toms Wangen brannten. Er rappelte sich auf und schlich davon, gedemütigt, vernichtet.

Zwölftes Kapitel.

Tom war nun fest entschlossen. Er war finsterer, verzweifelter Gedanken voll. Er kam sich als verlassener, freundloser Knabe vor, den niemand liebte. Wenn sie erst merkten, zu was ihre Lieblosigkeit ihn getrieben, würde es ihnen vielleicht leid sein. Er hatte versucht das Rechte zu tun, gut zu sein, sie ließen's ja nicht zu. Da sie ihn denn durchaus los sein wollten, so sollten sie ihren Willen haben; natürlich würden sie ihn allein für die Folgen verantwortlich machen, — aber so ist's immer! Hat ein Freudloser und Verstoßener

das Recht zu klagen? Jetzt, da sie ihn zum Äußersten getrieben, wollte er das Leben eines Verbrechers führen. Ihm blieb keine Wahl. Unter solchen Betrachtungen war er weit über die Wiesen geschritten und die Schulglocke, welche die Säumigen mahnte, klang ihm nur noch schwach ins Ohr. Er schluchzte jetzt beim Gedanken, daß er nie, nie wieder diesen altvertrauten Ton vernehmen solle, — es war hart, so furchtbar hart, aber — sie zwangen ihn ja dazu. Da sie ihn vertrieben hatten, hinausgestoßen in die kalte unbarmherzige Welt, so mußte er sich drein ergeben, — aber er verzieh ihnen, verzieh ihnen allen. Das Schluchzen wurde stärker, erschütternder.

In diesem Moment stieß er auf seines Herzens innigsten Freund — Joe Harper, der finster blickend daher trottete, augenscheinlich einen schrecklichen, schwerwiegenden Entschluß in seiner Seele herumwälzend. Hier waren offenbar „zwei Seelen und ein Gedanke!" Tom, der sich die Augen mit seinem Ärmel wischte, fing an etwas Unzusammenhängendes hervor zu stottern, von einem Entschluß, sich den Mißhandlungen und dem Mangel an Verständnis daheim durch seine Flucht in die weite Welt zu entziehen, nie, niemals wiederzukehren, und schloß damit, daß er Joe bat, ihm ein treues Gedenken zu bewahren.

Da zeigte sich aber, daß Joe just eben um ganz dasselbe hatte bitten wollen und gerade zu dem Zweck gekommen war, Tom aufzuspüren. Seine Mutter hatte ihn geprügelt, weil er Rahm getrunken haben sollte, von dem er doch rein gar nichts wußte. Es sei klar, sie wolle nichts mehr von ihm wissen und ihn los sein. Solchen Empfindungen gegenüber — was bleibe ihm da anders übrig, als sich darein zu ergeben? Möge es ihr wohl ergehen und sie niemals bereuen, ihren armen Jungen hinausgetrieben zu haben in die kalte, fühllose Welt, um da zu leiden und schließlich zu sterben.

Wie nun die zwei trauernden Jünglinge so dahin wandelten, schlossen sie einen Pakt, fest zusammenzustehen wie Brüder, nicht voneinander zu lassen, bis der Tod sie einst scheide und sie erlöse von ihrem Jammer. Dann begannen sie Pläne zu schmieden. Joe war dafür, ein Eremit zu werden, von harten Brotkrusten und Wasser in einer finstern Höhle zu leben und eines Tages aus Not, Kälte und Kummer zu sterben. Nachdem er aber Toms Plan gehört, gab er zu, daß das Leben eines Verbrechers doch einige hervorragende Vorteile böte und willigte ein, als Seeräuber sein Heil zu probieren.

Drei Meilen unterhalb St. Petersburg, an einer Stelle, wo der Mississippi etwas mehr als eine Meile breit war, lag eine lange, schmale, bewaldete Insel mit einer seichten Sandbank an der Spitze. Diese Insel war nicht bewohnt, lag weit drüben gegen das andere Ufer zu, das mit einem ausgedehnten, menschenleeren, fast undurchdringlichen Walde bestanden war. Das schien ein Ort wie gemacht für das Unternehmen, und so wurde denn die Jackson-Insel gewählt. Welches die Opfer sein sollten für ihr Seeräubertum, das kam den Jungen nicht in den Sinn. Vor allem trieben sie nun Huckleberry Finn irgendwo auf, der sich ihnen sofort anschloß. Jegliche Laufbahn war ihm recht, er war nicht wählerisch. Nachdem sie alles verabredet hatten, trennten sie sich, um sich an einer einsamen Stelle des Flußufers, zwei Meilen oberhalb des Städtchens, wieder zu treffen, um Mitternacht, zu ihrer Lieblingsstunde. Dort wußten sie von einem kleinen Holzfloß, das sie sich anzueignen gedachten. Jeder von den dreien wollte eine Angelrute und Haken mitbringen, dazu solche Eßvorräte, deren er sich auf möglichst versteckte und geheimnisvolle Weise bemächtigen konnte, wie es Ausgestoßenen und Geächteten ihrer Art zukam. Bevor noch der Nachmittag verflossen, war es ihnen gelungen, heimlicher Wonne voll, im ganzen Städtchen das Gerücht zu verbreiten, es werde sich in Bälde etwas sehr Merkwürdiges ereignen. Alle, die diesen Wink erhielten, bekamen zugleich die Mahnung zu schweigen und abzuwarten.

Um Mitternacht erschien Tom mit einem gekochten Schinken und noch sonstigen Kleinigkeiten in dem dichten Untergehölz des steilen Uferabhanges, das zum Sammelplatz bestimmt worden. Es war sternklar und totenstill. Der mächtige Strom lag, ozeangleich, in friedlicher Ruhe da. Tom lauschte einen Moment, kein Laut unterbrach die feierliche Stille. Er ließ ein leises, langgezogenes Pfeifen ertönen, das von unten erwidert wurde; zweimal noch pfiff Tom, beidemale wurde das Signal in derselben Weise beantwortet. Nun fragte eine leise Stimme:

„Wer naht sich dort?"

„Tom Sawyer, der Schwarze, Rächer der spanischen Meere. Nennt Eure Namen!"

„Huck Finn, die „blutige Hand" und Joe Harper, „der Schrecken der See"." Tom hatte diese Titel aus seiner Lieblingsliteratur geschöpft.

„Gebt das Feldgeschrei!"

In dumpfem, grauenvoll durchdringendem Flüsterton erklang von zwei Stimmen zugleich dasselbe schreckliche Wort in die brütende Nacht hinein:

„Blut!"

Nun kollerte Tom seinen Schinken über den Abhang und ließ sich selber nachgleiten, wobei er Haut und Kleider empfindlich verletzte. Wohl gab's einen leichten, bequemen Pfad, den Abhang hinunter und am Ufer entlang, dem aber fehlten jene unerläßlichen Eigenschaften von Schwierigkeit und Gefahr, die ein Seeräuber vor allen andern schätzt.

Der „Schrecken der See" hatte eine riesige Speckseite geliefert und sich halb krumm und lahm geschleppt, um sie herbeizubringen. Finn, der „Blut-Händige", hatte einen Kochkessel gestohlen, dazu eine Portion halbgetrocknete Tabakblätter und einige Maiskolben, um Pfeifen draus zu machen. Keiner der Piraten freilich rauchte oder kaute Tabak, als nur er selber. Der „Schwarze Rächer der spanischen Meere" meinte, man könnte nimmermehr das Unternehmen ins Werk setzen, ohne Feuer an Bord zu haben. Der Gedanke war weise, auch schritt man sofort zur Tat. In der Entfernung glimmte ein Feuer auf einem großen Floße, dahin schlichen sie nun und verschafften sich einen Holzbrand. Aus dieser Expedition machten sie sich mit Wonne und umständlicher Wichtigkeit ein gefährliches Abenteuer zurecht. Unterwegs hielten sie fast jede Minute an, sagten „Pst" und legten den Finger auf die Lippen. Ihre Hände umfaßten eingebildete Schwertgriffe, leise Befehle wurden geflüstert, daß, wenn der „Feind" sich rege, er „kalt gemacht" werden müsse, denn „tote Menschen plaudern nichts mehr aus!" Die Jungen wußten freilich mit Bestimmtheit, daß die Flößer unten in der Stadt waren, entweder um Vorräte einzukaufen, oder um zu zechen, das aber war für sie kein Grund, sich weniger piratenmäßig bei der Sache zu benehmen.

Glücklich zurückgekehrt von dem gefahrvollen Feuer-Raubzug, stießen sie alsbald vom Lande. Tom hatte den Oberbefehl, Huck saß am hinteren Ruder, Joe vorn. Tom stand mitten auf dem Floße. Finster blickend, mit über der Brust gekreuzten Armen, erteilte er seine Befehle in leisem, strengem Flüsterton.

„Luven! Vor den Wind!"

„Geluvt ist, Kap'tän."

„Stet, Jungens, ste—e—et!"

„Stet ist's, Kap'tän."

„Einen Strich rechts abgehen!"

„Ein Strich ist's!"

Während die Jungen das Floß unverweilt gegen die Mitte des Stromes zutreiben ließen, verstand es sich von selbst, daß alle diese Befehle nur der Form halber erteilt wurden und weiter gar nichts zu bedeuten hatten.

„Welche Segel führt das Boot?"

„Hauptsegel, Topsegel und fliegenden Klüver, Kap'tän."

„Oberbramsegel auf! Ihr dort flink, 'n halb' Dutzend an die Fockmarsleesegel! Lustig, Jungens, rührt euch!"

„Eh, eh, Kap'tän!"

„Marssegel vom Hauptmast! Schoten und Brassen! Vorwärts, Jungens."

„Eh, Kap'tän."

„Ruder nach Lee — hart an Backbord. Backbord — Backbord! Nun Leute, frisch drauf los. Stet — ste—e—et!"

„Stet ist's, Kap'tän!"

Das Floß begann die Mitte des Stromes zu kreuzen und auf das andere Ufer zuzuhalten. Die Jungen gaben der Spitze desselben die rechte Richtung und zogen dann die Ruder ein. Kaum ein Wort wurde gewechselt während der nächsten halben Stunde. Jetzt trieb das Floß am fernen Städtchen vorüber. Zwei oder drei schimmernde Lichter zeigten, wo dasselbe lag, in süßem, friedlichem Schlummer, jenseits dieser endlosen, ungeheuren, sternbeschienenen Wasserflut, ohne Ahnung von dem tief ergreifenden Ereignis, das soeben im Begriff war, sich abzuspielen. Der „Schwarze Rächer" stand da mit gekreuzten Armen, einen letzten Blick werfend auf den Schauplatz seiner früheren Freuden und späteren Leiden, und wünschte sehnlichst, „Sie" könnte ihn jetzt sehen, da draußen auf der wilden See, der Gefahr und dem Tode ins Antlitz schauend, unverzagten Herzens, mit einem grimmigen Lächeln auf den Lippen seinem Untergang entgegengehend. Seiner Einbildungskraft war es ein Geringes, die Jackson-Insel aus der Gesichtsweite des Städtchens wegzuversetzen, und so sandte er demselben denn seinen „letzten Blick", zufrieden, wenngleich gebrochenen Herzens. Die andern Piraten sandten desgleichen ihre letzten Blicke und blickten so anhaltend und so lange, daß die Strömung sie beinahe aus dem Bereich der Insel fortgetrieben hätte. Diese Gefahr aber wurde noch bei Zeiten entdeckt und derselben mit Erfolg Einhalt getan. Etwa um zwei Uhr morgens trieb das Floß an der Sandbank auf, ungefähr hundert Meter oberhalb der Spitze der Insel und die Jungen wateten nun durch das Wasser hin

und zurück, bis sie ihre Ladung glücklich gelandet und in Sicherheit gebracht hatten. Zu dem kleinen Floß gehörte auch ein altes Segel, welches sie an einem heimlichen Plätzchen im Gebüsch als Zelt ausspannten, um die Vorräte darunter zu bergen. Sie selbst aber wollten unter freiem Himmel schlafen, in Wind und Wetter, wie es solchen Ausgestoßenen der Menschheit zukam.

Sie schichteten Holz zu einem Feuer auf neben einem dicken, alten, abgestorbenen Baumstamm, der etwa zwanzig bis dreißig Schritte weit in der düstern Tiefe des Waldes stand, brieten sich Speck zum Abendessen und ließen sich's köstlich munden. Herrlich, unbeschreiblich schön war das wilde, freie Leben im jungfräulichen Walde einer unbekannten, unbewohnten Insel, weitab vom Getriebe der Menschen, und sie schwuren sich, nimmermehr zurückzukehren in die Fesseln der Zivilisation. Das aufglimmende Feuer beleuchtete ihre Gesichter und warf seinen roten Schein auf die säulenartigen Baumstämme dieses grünen Waldtempels, auf das schimmernde Laub und die alles umrankenden, wilden Reben. Als die letzte knusprige Speckschnitte verschwunden, die letzte Brotkrume aufgezehrt war, streckten sich die Jungen auf dem Moose aus, erfüllt von köstlichstem Behagen. Wohl hätten sie ein kühleres Plätzchen finden können, aber sie mochten sich das romantische Gefühl nicht versagen, am leise flackernden Lagerfeuer zu rösten.

„Ist das nun nicht lustig?" fragte Joe.

„Famos," bestätigte Tom.

„Was würden die Jungen sagen, wenn sie uns so sehen könnten!"

„Sagen? Ei, die ließen sich totschlagen, wenn sie nur hier sein könnten, — he, Huckchen?"

„Das will ich meinen!" brummte Huckleberry, „mir wenigstens gefällt's und ich wünsch' mir nichts anderes. Für gewöhnlich krieg' ich nicht satt — hier kann mich auch keiner herumstoßen und seine Stiefel an mir abputzen, danke!"

„Das ist just ein Leben für mich", jubelte Tom, „morgens braucht man nicht aufzustehen, braucht nicht in die Schule, sich nicht zu waschen und all den andern dummen Firlefanz. Siehst du nun, Joe, ein Pirat hat gar nichts zu tun, so lange er am Lande ist, ein Eremit aber, der muß beten, beten, beten bis er schwarz wird, und hat nie ein Vergnügen, immer so allein für sich."

„Das ist auch wahr," meinte Joe, „ich hab' eben nicht weiter darüber nachgedacht. Jetzt will ich selber viel lieber Seeräuber sein, seit ich's probiert hab'."

„Außerdem," belehrte Tom, „gibt man heutzutage nicht mehr so viel auf Eremiten, wie früher in alten Zeiten, während ein Pirat überall geachtet ist. Ein Eremit muß auch immer auf dem allerhärtesten Platz schlafen, den er finden kann, muß Asche auf sein Haupt streuen und —"

Asche? Zu was denn die Asche auf den Kopf?" fragte Huck.

„Das weiß ich selber nicht. Aber das müssen sie — alle Eremiten tun's. Du hättst's auch zu tun, wenn du einer wärst."

„Die sollten mir kommen," versetzte Huck.

„Na, was tät'st du denn?"

„Das weiß ich noch nicht. Aber Asche auf den Kopf sicher nicht."

Aber Huck, das müßtest du einfach. Wie wolltest du da drum herum kommen?"

„Ei, ich würd's eben nicht leiden. Ich riffe aus!"

„Ausreißen! Na, du wärst ein nettes altes Gestell von einem Eremiten, weiß Gott, ein wahrer Schandfleck für die andern!"

(Fortsetzung folgt.)

Lump.

Eine hündische Angelegenheit.

Von Werner Stein.

(Nachdruck verboten.)

Es hat lange gedauert, bis es mir gelungen war, in der Löwengade Nr. 10 diese süße, kleine Wohnung zu bekommen. Es war gar nicht so leicht gewesen, sie zu erhalten. Es war ein edles Wettrennen zwischen sieben Teilnehmern, die sich neben mir gerade auf diese Wohnung versteift hatten. Die einzige Freude an diesem Unternehmen, das fast sportliche Formen angenommen, hatte der Herr Hauswirt Sönkin, der in der Beletage wohnte. Am Schluß bekam ich die Erlaubnis, einzuziehen, weil ich keine Frau, keine Kinder und eine feste Position hatte.

Es war ein friedliches, nettes Haus, in das ich da einzog. Der Hauswart Knudsen, der abends immer vor der Haustür stand und entsetzlichen Tabak qualmte, paßte immer auf, daß alles sittlich herging. In der Beletage wohnte der Wirt, in der sogenannten Ersten der Rentier Bergström mit zwei bildhübschen Töchtern in heiratsfähigem Alter und einem unmündigen vierzehnjährigen Lausbuben von Sohn, der auf den schönen Namen Karol hörte oder meistens nicht hörte, und über mir in der dritten Etage die Frau Geheime Sekretärsgattin, verwitwete Klinkowström, geborene Palmström.

Ich hatte selten ein so nettes Heim gehabt. Wie gesagt — es war friedlich und still. Die alte Dame oben hatte Radio. Den hörte man nur, wenn man daneben saß, in welche Verlegenheit ich niemals kam. Bergströms Töchter waren im Geschäft, und abends immer wo anders. Bei Sönkins herrschte täglich Feiertagsruhe. Nur Karol Bergström bekam manchmal Anwandlung, gerade im Treppenhaus mit acht oder neun Kameraden verwegene Räuberspiele zu inszenieren. Das ging aber auch nur so lange, bis Knudsen mit Donnerstimme dazwischen fuhr.

Man hatte mich, glaube ich, ganz gern im Haus. Alle waren lieb und nett zu mir. Und an jedem Ersten kam Herr Sönkin, holte sich von mir eine gute Zigarre, ein Gläschen Schnaps und die Miete. Wir schieden immer als Freunde.

Und doch — wie sollte sich dieses Idyll nicht ändern! Das kam durch meinen Freund Hannson. Den kannte ich schon ewig lange. Nie hatte ich ihm Böses getan, außer ihm immer Geld zu borgen, wenn er, was meistens der Fall war, in der Klemme saß. Also Hannson kommt da an einem schönen Sommerabend zu mir. Wir saßen an dem kleinen Ecktisch im Wohnzimmer und plauderten ganz harmlos von der Kellnerin im „Strammen Hund" und von der Käthe, die im Geschäft von Bengen ist. Auf einmal fing Hannson an:

„Du, Age, was hältst du davon, wenn ich dir einen feinen Hund schenken würde? Ich würde nichts dafür verlangen. Wir verrechnen das auf meine Schulden bei dir."

„Ach — was du nicht sagst," meinte ich, „das ist wohl ein echter Bastard, den du da loswerden willst?"

„Willst du mich beleidigen? Der Hund hat preisgekrönte Eltern und ist ein garantiert echter Dobermannpinscher, drei Monate alt!"

„Du, hör mal, Hannson, der ist doch aber wohl noch nicht stubenrein?" Hannson sprach wie ein Abgeordneter, um mich von den Tugenden dieses Hundes zu überzeugen, und das Ende war, daß er versprach, mir das Vieh am nächsten Tage zu bringen.

Am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe kam ein Bote, der an einer Strippe ein undefinierbares Etwas hinter sich herzog, das unglaublich wehklagende Töne von sich gab.

„Sind Sie Herr Age Sjoström?", fragte der Bote, „dann soll ich den Hund mit schönen Grüßen von Herrn Hannson abgeben."

Und ehe ich noch protestieren konnte, hatte ich die Strippe mit Anhängsel in der Hand und stand allein auf weiter Treppenflur.

Das Vieh wollte sich durchaus nicht in den Korridor hineinwagen. Warum, weiß ich nicht. Mir blieb nichts übrig, als es aufzuheben und hineinzutragen. Das war ja nicht weiter schlimm, aber auf meiner neuen Hose lief ein munterer kleiner Bach herunter. Das Vieh kroch gleich unter das nächste Sofa und dachte gar nicht daran, wieder hervorzukommen. Da half kein Locken! Es wird wohl schon gewußt haben, warum es nicht kam. Es war eine sofortige gegenseitige Antipathie ausgebrochen.

Als es aber mittags den Braten roch, kam das miserable Vieh wieder zum Vorschein. Und wer kann flehenden Hundeaugen widerstehen? —

Die nächsten Tage waren für mich voll bitterer Erlebnisse. Kam ich abends hundemüde aus dem Bureau, so fand ich einen jaulenden Köter, eine wütende Hausbesorgerin und etliche zerrissene Kissen. Von den Dokumenten hündischer Schande, die sich überall dort fanden, wo man sie am wenigsten vermutete, will ich gar nicht erst sprechen. Das erste Ergebnis dieses Danaergeschenkes war die Kündigung meiner Wirtschafterin, die mir erklärte, sie sei keine Liebhaberin für junge Hunde. — Und die Frau hatte so gut gekocht!

Nach einigen Tagen klopfte es um 7 Uhr an meiner Tür. Ich lag noch in festem Schlummer, der Lump auch — aber unterm Bett. Draußen stand ein Mann mit martialischem Schnurrbart und Amtsmiene.

„Ich komm' von der Polizei!"

„Bitte, bitte, ehrt mich!", konnte ich nur stammelnd sagen und überlegte mir, was die Polizei wohl von mir wolle.

„Sie haben einen Hund im Hause!?"

Ich war freudig erstaunt. Die Polizei weiß doch auch alles. Vielleicht wollten die den Köter als Polizeihund ankaufen.

„Ja, gewiß", sagte ich schnell, „ist ein pikfeiner Kerl, der Hund. Wollen Sie ihn haben?"

„Machen Sie keine Witze mit mir!", meinte der Mann. „Steuern müssen Sie zahlen für das Tier. Warum haben Sie ihn noch nicht angemeldet?"

Im Laufe des Gesprächs schluckte der Mann bei mir vier Kognaks, drei meiner besten Zigarren und 25 Kronen Steuer. Dann ging er aber, meinte nur noch so nebenbei, daß er versuchen werde, die Sache wegen Nichtanmeldung niederzuschlagen.

Im Hause sprach sich herum, daß die Polizei bei mir Haussuchung gehalten habe. Anarchist sollte ich sein, ein ganz gefährlicher. So einer mit Bomben in allen Taschen und Attentatsplänen. Im Hause ging man mit scheuem Ausweichen um mich herum. Grüßen tat mich keiner mehr.

Eines Tages ließ mich mein Chef rufen und erklärte mir, daß ihm zur Kenntnis gekommen sei, daß ich mich einer extremen politischen Partei angeschlossen habe. Er könne das aber auf keinen Fall dulden. In seinem Betriebe verlange er von seinen Angestellten eine gute staatserhaltende Gesinnung. Auch von mir! Mein Erstaunen war grenzenlos. Erklärungen ließ der Herr Chef nicht zu.

Mein guter Ruf kam auf den Hund. Der Hauswirt kündigte mir meine Wohnung. Im Geschäft werde ich wohl auch gekündigt werden. Und das alles wegen des Hundes.

An den habe ich mich aber nun inzwischen gewöhnt. Wir sind sehr befreundet miteinander.

Aber was hilft das? Ich bin dabei auf den Hund gekommen!

Das Reisemitbringsel.

Von Egon Roska.

(Nachdruck verboten.)

Ich sitze im Speisesaal eines trefflichen Hotels beim Mittagsmahl. An meinem Tische, den ich sonst allein einzunehmen pflege, hat der Herr Ober, nach Einholung meiner Erlaubnis, einen Touristen plaziert, der zunächst schweigend, wie ich, das Mahl einnimmt, wozu er aus einer Rotweinflasche sich ein Glas Wein eingegossen hatte.

Ich hatte mein Getränk später bestellt, und zwar bescheiden ein Glas Bier, und als dies der Herr Ober auf meinen Platz stellt, sagt mein Tischgenosse: „Donnerwetter, das hätt' ich wissen mögen, daß man hier Bier kriegt, dann hätte ich auch lieber Pilsener getrunken!"

Ich weise als Antwort nur auf ein weithin sichtbares Plakat, auf dem Wein und Bier angepriesen wird.

Da schlägt sich mein Tischgenosse ärgerlich vor die Stirn und ruft: „Zu dumm! Zu dumm!" Und dann schlägt er zur Bekräftigung dieser Selbstverurteilung noch einmal kräftig mit der Faust auf den Tisch, und dieser kräftige Faustschlag hat zur Folge, daß seine Rotweinflasche ins Wanken kommt. Durch einen glücklichen Zufall aber kann ich die Flasche durch schnellen Zugriff vor dem Umfallen bewahren.

Mein Tischgenosse dankt mir und meint: „Das hätt' leicht schlimm werden können, wenn's über meinen Anzug gegangen wär'! Er ist ganz neu!"

Und gleichsam in Besorgnis, ob der Anzug nicht doch etwas abbekommen habe, sieht er an dem Anzug herab, vielleicht auch, um mich auf den schönen, hellen, neuen Anzug noch mehr aufmerksam zu machen.

Plötzlich sehe ich, wie er mit der Hand lebhaft in die Luft greift, als ob ihm eben etwas sehr Wichtiges einfalle. Und dabei geht ein leuchtendes Lächeln über seine Gesichtszüge. Dann beugt er sich über eine Ansichtspostkarte, auf die er vordem schon etwas geschrieben hatte, welchen Worten er nun noch etwas einfügt.

Dann umspielt sein Gesicht ein vielsagendes Lächeln, und abwechselnd sieht er die Ansichtskarte an und dann wieder mich. Ich fühle, er möchte mir gern etwas sagen; offenbar hat er etwas auf die Karte geschrieben, was er für einen guten Witz hält, den er mir mitzuteilen wünsche.

Ich tue natürlich nicht dergleichen, als ob ich etwas merke. Erstens bin ich wirklich nicht neugierig, und dann weiß ich genau, daß der Mann ohne mein Zutun meine nicht vorhandene Neugier stillen werde, denn er sieht nicht aus, als ob er den ungewöhnlichen Heroismus besitze, einen Witz, den er gemacht, unterschlagen zu wollen.

Und richtig, da legt er schon los.

„Die Karte ist nämlich an meine Frau. Ich hab' mir die ganzen Tage den Kopf zerbrochen, was ich ihr mitbringen soll. Ich muß sie doch mit etwas überraschen! 's ist alles so teuer; schließlich gefällt's ihr nicht mal. Da hab' ich ihr nun geschrieben, daß ich mir eben die Rotweinflasche über den Anzug gegossen habe."

Ich sah ihn fragend an. Und er beantwortete mein Fragezeichen, indem er fortfuhr: „Da wird sie sich furchtbar ärgern, wenn sie die Karte kriegt!"

Ich machte wieder Fragezeichen und schmunzelnd fuhr er fort: „Und nachher, wenn die ganze Sache dann nicht wahr ist, ist die Überraschung und Freude groß!"

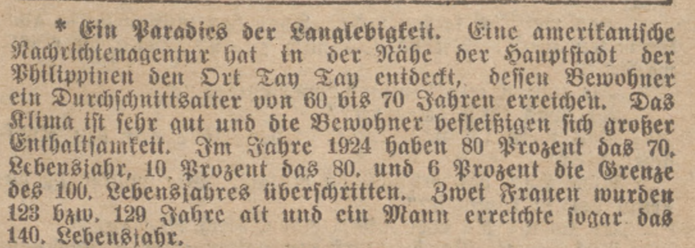
„Ein billiges Reisemitbringsel!" meinte ich.

„Und Sie glauben nicht, wie sie sich freuen wird!" versicherte er noch einmal.

Vom Strohhut.

(Nachdruck verboten.)

Das Flechten gehört mit zu den Kunstfertigkeiten, die die Menschen in der vorgeschichtlichen Zeit zuerst erlernt haben. Daher dürften auch schon frühzeitig allerlei Kleidungsstücke aus Bastfasern, Halmen und Binsen angefertigt worden sein. So mag auch der Strohhut schon eine sehr lange Vergangenheit haben. Kappen aus Strohgeflecht kannten auch die alten Römer. Diese Strohkappen waren allerdings keine Kopfbedeckungen für Senatoren, Staatsmänner und Gelehrte, sondern sie wurden nur von der ärmeren Bevölkerung bei der Arbeit getragen. Namentlich Jäger, Schiffer, Landwirte, wie alle Angehörigen von Berufen, bei denen die meiste Arbeit im Freien getan werden mußte, setzten sich während der heißen Jahreszeit Kopfbedeckungen aus Stroh auf. Auch bei verschiedenen alten deutschen Volksstämmen, wie bei den Friesen und Sachsen, war der Strohhut bekannt. Wahrscheinlich wurden diese Kopfbedeckungen zunächst in der Hauswirtschaft angefertigt; denn bis zum Ausgang des Mittelalters wird nirgends von einem Gewerbe berichtet, in dem Kopfbedeckungen aus Stroh und dergleichen Materialien hergestellt wurden. Erst im 15. Jahrhundert entstand ein derartiges Gewerbe, und zwar in Toskana und Umgebung. Solch feine Hüte wie die Indianer in einigen Teilen Amerikas seit langem aus dem Toquillastroh — den Blättern einer Fächerpalme — herstellen, die sogenannten Panamahüte, konnten freilich die Italiener aus dem Weizenstroh nicht anfertigen, und so blieben die italienischen Strohhüte noch lange Zeit recht unansehnliche Erzeugnisse. Erst als man im 18. Jahrhundert die Erfahrung gemacht hatte, daß sich das Stroh durch künstliche Mittel verbessern läßt, erhielten die Strohhüte ein feineres Aussehen. Immerhin war das Strohhutmachergewerbe in Toskana und Umgegend schon zu einem Erwerbszweig geworden, in dem verschiedene tausend Personen Unterhalt fanden. Bis dahin mußte das Stroh noch mit der Hand geflochten werden. Erst im 19. Jahrhundert wurden Maschinen hergestellt, die das Flechten übernahmen. Dadurch wurde die Herstellung sehr verbilligt, und der Strohhut gewann immer mehr Freunde. Auch in Deutschland werden jetzt Strohhüte in Massen hergestellt. A. M.



Bunte Chronik

* **Ein Paradies der Langlebigkeit.** Eine amerikanische Nachrichtenagentur hat in der Nähe der Hauptstadt der Philippinen den Ort Tay Tay entdeckt, dessen Bewohner ein Durchschnittsalter von 60 bis 70 Jahren erreichen. Das Klima ist sehr gut und die Bewohner befleißigen sich großer Enthaltsamkeit. Im Jahre 1924 haben 80 Prozent das 70. Lebensjahr, 10 Prozent das 80. und 6 Prozent die Grenze des 100. Lebensjahres überschritten. Zwei Frauen wurden 123 bzw. 129 Jahre alt und ein Mann erreichte sogar das 140. Lebensjahr.

* **Wie hoch ist der Nobelpreis?** Der Nobelpreis ist nicht, wie vielfach geglaubt wird, eine feststehende Summe, sondern er ändert sich je nach den Zinsen, die das dafür gestiftete Kapital bringt. Infolge der schwankenden Zinsverhältnisse sind in den letzten Jahren auch erhebliche Schwankungen in der Höhe des Nobelpreises eingetreten. Im Jahre 1919 betrug der Nobelpreis 133 000 schwedische Kronen, im Jahre 1924 nur 116 720 Kronen. Im laufenden Jahre werden die Preise wieder eine kleine Erhöhung erfahren. Sie werden vermutlich je 118 170 Kronen betragen.



Lustige Rundschau



* **Wie so oft!** Frau: „Du, die Nachbarsleute haben ja noch gar keine Radio-Antenne, die sie sich schon vor vier Wochen anschaffen wollten." — Mann: „Nun ja, ihre Funkerei war wieder mal Flunkerei!"

* **Als wenn's schon wäre!** Mutter (zu ihrer Tochter): „Aber, Anna, wie kannst du dich mit deinem Bräutigam so streiten — man meint ja, ihr wär't schon verheiratet!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.